

Warum eigentlich Werte? Einige Gedanken zur „Flüchtlingskrise“

ELIF ÖZMEN, REGENSBURG

Zusammenfassung: Meine ersten Gedanken sind persönlicher Art. Sie erzählen eine Geschichte darüber, wie wir, die neuen Deutschen, offenbar niemals deutsch genug sein können. Und zwar nicht, weil wir uns der „Integration verweigern“ (wiewohl wir natürlich unsere individuelle historische, kulturelle, religiöse oder ethnische Identität nicht assimilieren können, selbst wenn es wir wollten). Sondern weil uns ebendiese Integration – das selbstverständliche, fraglose, unkommentierte Deutsch-Sein – verweigert wird. Nicht nur die Schönheit, sondern auch die Fremdheit liegt offenbar im Auge des Betrachters. Der zweite Gedanke widmet sich dem Begriff der Flüchtlingskrise, der die öffentliche Diskussion seit einiger Zeit beherrscht und anders beschaffen ist als die vertrauten Krisen-Rhetoriken der vergangenen Jahrzehnte. Die „Flüchtlingskrise“ bezeichnet eine Identitätskrise, der mit dem Instrumentarium der „Werte“ beigegeben werden soll. Am Beispiel der Debatte um die deutsche Leitkultur und deren mutmaßliche Kernwerte möchte ich abschließend dafür plädieren, das notwendig identitätsbezogene Konzept der Werte aus einer (zukünftigen) Ethik der Integration herauszuhalten.

Schlagwörter: Krise, Integration, Werte, Identität

Wir Integrationsverweigerten

Deutschland im Herbst 2015. Mein morgendliches magisches Ritual: Online-Nachrichten sichten, müde und bang zugleich. Sind Menschen getötet worden bei einem der tagtäglichen Angriffe auf Flüchtlinge, Migranten und andere Menschen? Wo wurden Unterkünfte angezündet, wer wurde auf der Straße zusammengeschlagen, welcher Politiker/Schriftsteller/Journalist bestätigt seinen eigenen Ausnahmezustand mit verbalen Ausfällen, rechtsstaatsfeindlichen Vorschlägen oder der guten alten Angstpolitik? Der „Moslemsaft“¹ des einen sind die (obacht!) „sicher oft attraktiven muslimischen Männer“² des anderen. Aber auch: „Ich bin die Bundeskanzlerin aller Deutschen. Das schließt alle, die hier dauerhaft leben mit ein, egal welchen Ursprungs und welcher Herkunft sie sind.“³

Dieser Satz ist mir unglaublich nahe gegangen. Denn ich bin ein Gastarbeiterkind und die Beschwörung von Integration begleitet mich, seit ich denken kann. Aufgewachsen in Bremen inmitten von Büchern, Disziplin und familiärer Liebe wurde mit meinem Eintritt in die Grundschule das Anderssein zum Bewusstsein. Als „kleine Türkin“ galt ich wohl schon länger, aber erst als mich die Mutter einer Freundin auf diese Weise der Nachbarin vorstellte, wurde klar: Ach so, ich bin also die kleine Türkin! Was hätte ich anfangs darum gegeben, so eine Katja oder Sandra sein zu können. Oder wenn mich einmal jemand zu diesem Heiligen Abend eingeladen hätte, an dem die

1 Akif Pirinçci in seiner Rede vor Pegida in Dresden am 19.10.2015.

2 Aus dem (nicht mehr online verfügbaren) Editorial der Zeitschrift des Philologenverbandes Sachsen-Anhalt, Ausgabe 3/2015.

3 www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2015/01/2015-01-12-merkel-islam.html.

Geburt eines Flüchtlingskindes gefeiert wird,⁴ denn für diejenigen, die dieses Fest nicht kannten, waren diese Nächte (jedenfalls in den frühen 1980er Jahren) von einer unheimlichen Stille. Schließlich aber gewann die Besonderheit des eigenen Namens, der anderen Herkunft, der ersten Muttersprache, der persönlichen Geschichte an identitätsstiftender Attraktivität. So wurde ich von der kleinen Türkin zur neuen Deutschen. Mitte der 1990er Jahren erhielten wir – d.h. meine Eltern, die mehr als zwei Drittel ihres Lebens in diesem Land gelebt, gearbeitet und gehofft haben, und ich, die kein anderes Heimatland kennt – endlich den offiziellen Staatsbürgerstatus. Dass das „Integration“ heißen soll, weise ich zurück. Nichts wäre uns lieber gewesen, als von Anfang an zum *demos* zu gehören, ohne dieses lange, bittstellerische, kostenintensive Einbürgerungsverfahren.⁵ Nichts wäre mir lieber, als mich als Deutsche unter Deutschen willkommen und sicher zu fühlen. Aber das ist offenbar nicht zu haben: Der „Migrationshintergrund“ klebt (schon aus statistischen Gründen) zäh an mir, obwohl weder ich noch meine Kinder nach Deutschland immigriert sind.⁶ Als die bürgerliche Fremdenfeindlichkeit dem unehrenwerten Herrn Sarrazin einen Bestseller bescherte, habe ich angefangen, mich leise zu

4 Der Papst erinnerte beim Angelusgebet 2014 daran, dass Josef, Maria und Jesus Flüchtlinge gewesen sind.

5 Unsere erste bürgerschaftliche Tat war übrigens die Bundestagswahl 1998 – mit 24 Jahren durfte ich, seit früher Jugend in hohem Maße politisch engagiert, in meinem Geburtsland zum ersten Mal mein Wahlrecht ausüben.

6 Zu den Menschen mit Migrationshintergrund zählen nach der Definition im Mikrozensus alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten (also meine Eltern), sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer (also ich) und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil (also meine Kinder).

fürchten. Und diese Furcht wird lauter: Es gibt Universitätsstandorte, an die ich keine Bewerbung versenden, Regionen, durch die nicht mit Regionalzügen fahren würde. Vor einigen Jahren hat mir in einer vollbesetzten Münchner U-Bahn eine obdachlose Frau aus heiterem Himmel (ich kam gerade mit Anzug und Rollkofferchen von einem Kongress) mit voller Wucht ins Gesicht geschlagen, begleitet von den Worten „So Schwarze wie dich kann ich nicht leiden“ (ich habe dunkelbraune Haare). Diesen Sommer stellte ein Professorenkollege bei einer privaten Feier mit Verwunderung fest, dass ich „ja gar keinen Akzent habe“. Ernsthaft. Das hat mir, was gar nicht häufig passiert, wahrlich die deutsche Sprache verschlagen.

Unsere „Flüchtlingskrise“

Seit den 1970er Jahren gehört die „Krise“ zum festen Vokabular demokratischer Politik. Nicht nur der öffentlichen Diskussion, der journalistischen Interpretation und dem politischen Feuilleton, sondern auch der politikwissenschaftlichen und -philosophischen Prognostik wird die Krisenrhetorik regelmäßig eingeschrieben. Ich habe an anderer Stelle dafür argumentiert, dass diese Diagnosen als kritische und konstruktive Beiträge zum Wesen und Wert der Demokratie zu verstehen sind (Özmen 2015). Kritisch sind sie, insofern die Realität der Demokratie an einem Ideal gemessen wird, konstruktiv hingegen, insofern ihre normative Richtigkeit gegenüber den faktischen Verhältnissen, Herausforderungen und Problemen verteidigt wird. Man bleibt eben nicht bei der Krisendiagnose stehen, sondern nimmt diese als Ausgangspunkt für die Entwicklung „besserer“ oder gleich ganz neuer Demokratiekonzepte.

Ebendieses kritisch-konstruktive Moment scheint der „Flüchtlingskrise“ zu fehlen, die irgendwann im Laufe dieses

Jahres die europäische „Finanzkrise“ abgelöst hat. „Flüchtlingskrise“ ist eine Wortschöpfung, die in ihrer Bedeutung schillernd und dadurch erst normativ kraftvoll ist. In ihrer deskriptiven und appellativen Funktion bezeichnet auch diese Krise einen mutmaßlich kritischen und labilen Zustand, der Gefahr läuft, zu kippen, wenn nicht etwas unternommen wird. Aber anders als bei der Finanzkrise (oder der Krise der Parteien, des Parlaments, des Repräsentationsprinzips) wird mit der Flüchtlingskrise kein krisenhaftes Politikfeld benannt (etwa die Finanzwelt, das parlamentarische Geschehen oder Wahlsystem), dem mit der richtigen Therapie (etwa Sparprogrammen, zivilgesellschaftlichem Engagement, direkter Demokratie) beizukommen wäre. Die Krise sind die Flüchtlinge selbst. Und zwar nicht, dass es sie überhaupt gibt – Flucht, Staatenlosigkeit und unfreiwillige Migration sind seit Ende des Ersten Weltkrieges ein globales Massenphänomen –, sondern dass es sie *für uns* gibt, eben weil sie zu uns kommen. Solange diese Menschen in Italien oder Griechenland blieben bzw. gemäß dem Dublin-Abkommen „rücküberstellt“ werden konnten (besser noch: solange sie in die Nachbarregionen ihrer Herkunftsländer flüchteten, was sie übrigens zum allergrößten Teil nach wie vor tun), hat die deutsche Regierung jeden Vorschlag zur innereuropäischen (Um-)Verteilung, zur Einrichtung eines vom Uno-Flüchtlingswerk geleiteten *Resettlement*-Programms, zur Veränderung der Visa-Praxis oder der Erweiterung der Arbeitsmigration konsequent abgelehnt. Die flehentliche Bitte nach europäischer Solidarität angesichts der humanitären Notlage vor Lampedusa konnte Bundesinnenminister Friedrich im Frühjahr 2011 noch lapidar abtun mit den Worten: „Italien muss sein Flüchtlingsproblem selbst regeln.“⁷ Erst jetzt, wo mit der Politik der offenen

7 www.welt.de/politik/deutschland/article13131100/Italien-muss-sein-Fluechtlingsproblem-selbst-regeln.html.

Grenzen⁸ das Flüchtlingsproblem eine unabweisbare deutsche Realität bekommen hat, wurde aus „deren“ Problem „unsere“ Krise.

Dass die Flüchtlingszuwanderung neue und große Herausforderungen politischer, rechtlicher, sozialer und ökonomischer Art bereithält, kann ja gar nicht bestritten werden. Das gilt auch für die damit einhergehenden normativen Fragestellungen. Während etwa die moralische bzw. menschenrechtliche Berechtigung der durch systematische politische Verfolgung begründeten Asylgesuche zum politikphilosophischen *common sense* gehört, sind die moralischen Ansprüche der vielen anderen noch nicht abschließend reflektiert und diskutiert worden. Dass es z.B., wie vom ungarischen Ministerpräsidenten Orbán verlautbart, „kein Grundrecht auf ein besseres Leben“⁹ gebe, steht aus normativer Perspektive m.E. noch nicht fest und ist eine der zentralen Fragestellungen einer zu entwickelnden *Ethik der Immigration*. Aber solche Herausforderungen begründen noch keine Krise. Die „Flüchtlingskrise“ bezeichnet vielmehr die existentiellen Gefahren, die mit Flüchtlingen einhergehen – und zwar nicht die Leib und Leben gefährdenden Gründe und Wege ihrer Flucht, sondern unsere Ängste vor dem Verlust oder der Veränderung einer unterstellten kommunitären Identität, mithin eine Identitätskrise.

8 Gemeint ist die Aussetzung des Dublin-Abkommens vom 4. bis 12. September 2015, wo, als humanitäre Nothilfe deklariert, zehntausenden Menschen die unregistrierte Einreise von Ungarn über Österreich nach Deutschland ermöglicht wurde.

9 www.spiegel.de/politik/ausland/ungarn-orban-will-fluechtlinge-in-ihre-heimat-zurueckschicken-a-1052612.html.

Über das Leid mit der deutschen Leitkultur

Zu den Besonderheiten unserer deutschen Flüchtlingskrise gehört die stetige Vermengung von Fragen der Migration (Flucht, Asyl, Einwanderung) mit Fragen der Integration; „refugees welcome“ die einen, „not in my back yard“ die anderen, von den offen rassistischen, völkischen und menschenverachtenden Agitatoren ganz zu schweigen. Und über allem schwebt die deutsche Leitkultur. Dieser Begriff hat eine längere Geschichte, aber stets wurde er in Verbindung mit Identitätsfragen vorgebracht. Zunächst formulierte Bassam Tibi (übrigens auch aus einer Krisen-Diagnose heraus) das dezidiert normative Konzept einer „erwünschten europäischen Leitkultur“, die durch die Werte der Moderne, wie Demokratie, Laizismus, Aufklärung, Menschenrechte, Zivilgesellschaft, bestimmt werden solle (Tibi 1998 und 2002). Im selben Jahr wurde das Konzept journalistisch aufgegriffen, nunmehr als „deutsche Leitkultur“, die als regulatives Ideal von Integrationsleistungen fungieren könne: „Integration bedeutet zwangsläufig ein gutes Stück Assimilation an die deutsche Leitkultur und deren Kernwerte“ (Sommer 1998). Seit Anfang der 2000er Jahre wurde die deutsche Leitkultur zunehmend als Kampfbegriff gegen den sogenannten Multikulturalismus im Ganzen und Einwanderung, vor allem Einbürgerung, im Besonderen in Stellung gebracht. Neben der freiheitlich-demokratischen Werteordnung ging es nunmehr um gewachsene kulturelle Grundvorstellungen – eine deutsche Lebensform – an der sich die „Integrationsleistung“ aller Ausländer (seien sie nun in Deutschland Geborene, Eingebürgerte, Zugewanderte oder Geflüchtete) zu bewähren habe. Als Gegenbegriff zu ihrer „Integrationsleistung“ wurde die „Integrationsfähigkeit“ eingeführt. Diese meint die Aufnahmefähigkeit der einheimischen (ergo: „biodeutschen“) Bevölkerung, deren Grenze spätestens dann erreicht sei, wenn „Deutsche um die

eigene Identität bangen“ (Merz 2000). 2005 wurde die Leitkultur zwar wieder europäisch, behielt aber ihre kulturalistische – und nunmehr auch religiöse – Einfärbung bei: „Eine solche europäische Leitidee bezieht sich notwendigerweise auf gemeinsame kulturelle Wurzeln, auf die gemeinsame Geschichte, auf gemeinsame religiöse Traditionen“ (Lammert 2005). Der Weg zur jüdisch-christlich-abendländisch-deutschen Leitkultur ist bereitet – und es ist vollends unklar geworden, inwiefern dieses religiös-westlich-nationale Hybrid noch als Leitbild für konkrete Integrationsleistungen dienen könnte. Hier geht es ja schwerlich noch um Kultur (geschweige denn eine bestimmte Rechtsordnung), sondern um Identität. Umso härter der Vorwurf an diejenigen, die diese Angleichung nicht zu leisten vermögen: „Integrationsverweigerung“, vor allem (das identitäre Konzept konsequent zu Ende führend) aus „Kulturkreisen, die unsere deutsche Leitkultur ablehnen“. Eben deswegen dürfen wir uns von dort „nicht noch mehr potenzielle Integrationsverweigerer ins Land holen“ (Dobrindt 2010).

In den letzten Monaten sind viele Flüchtlinge aus eben diesen „Kulturkreisen“, die hier dunkel angedeutet werden, ins Land gekommen: weder jüdisch noch christlich (sondern „moslemisch“), nicht abendländisch (sondern „orientalisch“ oder „afrikanisch“), vor allem: nicht deutsch. Und wieder einmal geht es um unsere Werte (bzw. unsere Identität, unser Wesen), an denen die Flüchtlinge genesen bzw. an denen ihre Integrationsleistung bemessen werden soll. Die Flüchtlinge müssen unsere Werte lernen (die sie, so die Unterstellung, weder kennen noch schätzen, weil sie ihnen grundfremd sind); an diesen Werten darf nicht gerüttelt werden (da muss man aufpassen, denn „die“ haben ganz andere Werte, die wir weder zu kennen, noch zu respektieren haben); wir werden die Werte jedenfalls durchsetzen und schützen (zur Not auch mit drastischeren Mit-

teln), keineswegs werden oder dürfen wir diese Werte verraten (an wen auch immer).¹⁰

Auch dieser aktuellen Integrationsdebatte fehlt es an einer inhaltlichen Ausarbeitung derjenigen Werte, die wir angeblich teilen bzw. die die identitätsstiftende Konstitution einer deutschen Leitkultur leisten. Aber mein Einwand an dieser Stelle ist ein anderer und er richtet sich prinzipiell gegen die Vorstellung einer wertegeleiteten Integrationsagenda. „Werte“ bezeichnen gefestigte persönliche Einstellungen, die eine evaluative Dimension aufweisen. Sie sagen etwas darüber aus, was eine Person für gut befindet, welche Handlungsformen und Lebensweisen sie persönlich oder sozial präferiert. Werte sind das Ergebnis eines nicht vollständig selbstbestimmten Lern- und Übungsprozesses, in dem sich entsprechende evaluative Einstellungen in der Person etablieren und nicht nur einzelne Handlungen, sondern das Gesamt der Person in ihren Empfindungen, Bewertungen und praktischen Entscheidungen dauerhaft anleiten. Dieser Internalisierungsprozess erklärt die identitätsstiftende und orientierende Funktion von Werten. Zudem sind Werte in einem nicht hintergehbaren Sinne subjektiv: Man kann für bestimmte Werte zwar argumentieren, aber das ist nicht hinreichend für ihre Zustimmung oder Aneignung.

Die individuellen, sozialen und kulturellen Wertesysteme, die in Deutschland derzeit etabliert sind, lassen sich verhaltens- und sozialwissenschaftlich untersuchen: Dann weiß man etwas über „deutsche“ Werte (besser: Werte in Deutschland). Aber was wäre mit dieser Kenntnis gewonnen bezüglich der Frage nach dem Zusammenleben in der freiheitlichen, demokratischen, säkularen und pluralistischen Gesellschaft? Mir scheint:

10 Das sind die ersten Treffer einer Internetsuche mit den Begriffen „Flüchtlinge-unsere-Werte“. Das Gesamtergebnis der Treffer Mitte November 2015 beläuft sich auf 1.300.000 Einträge.

nichts oder jedenfalls nicht das Richtige. Denn selbst wenn wir hier eine von vielen geteilte, also statistisch signifikante Lebensform auffinden sollten, so gilt doch: „In einem demokratischen Verfassungsstaat darf auch die Mehrheit den Minderheiten die eigene kulturelle Lebensform (...) nicht als sogenannte Leitkultur vorschreiben“ (Habermas 2002 S. 13). Vorschreiben kann man lediglich solche Normen, die von den persönlichen Umständen und partikularen Kontexten – dazu gehören auch persönliche und kollektive Werte – abstrahieren und für allgemeine vorschreibende Regeln und Prinzipien stehen, an denen das individuelle bzw. kollektive Handeln orientiert werden soll. Paradigmatisch für solche allgemeinen Normen steht das Grundgesetz, dessen Befolgungspflicht (jedenfalls was seinen menschenrechtlichen Kern betrifft) moralisch begründet oder (wen das nicht überzeugt) als Kooperationspflicht pragmatisch gerechtfertigt oder auch als bloße Sanktionsvermeidung auferlegt werden kann. „Anerkennen“ oder als „Werte internalisieren“ muss man hier erst mal nichts. Eine *Ethik der Integration*, die ich als Teilprojekt einer Ethik der Immigration verstehen möchte, sollte auf „Werte“ als identitätsstiftende und identitätsversichernde Kategorie verzichten.

Literatur

- Dobrindt, Alexander. 2010. Die Multi-Kulti-Ideologie ist gescheitert. In: *Der Bayern-Kurier*, vom 16. Oktober 2010.
- Habermas, Jürgen. 2002. *Die Zukunft der menschlichen Natur*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lammert, Norbert. 2005. Auch die EU braucht ein ideelles Fundament. In: *Die Welt*, vom 13. Dezember 2005. www.welt.de/print-welt/article183928/Auch-die-EU-braucht-ein-ideelles-Fundament.html.
- Merz, Friedrich. 2000. Einwanderung und Identität. In: *Die Welt*, vom 25. Oktober 2000. www.welt.de/print-welt/article540438/Einwanderung-und-Identitaet.html.

-
- Özmen, Elif. 2015. Wahrheit und Kritik. Über die Tugenden der Demokratie. In: *studia philosophica* 74, 57–73.
- Sommer, Theo. 1998. Der Kopf zählt, nicht das Tuch. Ausländer in Deutschland: Integration kann keine Einbahnstraße sein. In: *Die ZEIT*, vom 16. Juli 1998. www.zeit.de/1998/30/199830.auslaender_.xml
- Tibi, Bassam. 1998. *Europa ohne Identität? Die Krise der multikulturellen Gesellschaft*. München: Siedler.
- Tibi, Bassam. 2002. *Leitkultur als Wertekonsens. Bilanz einer missglückten deutschen Debatte*. www.bpb.de/apuz/26535/leitkultur-als-wertekonsens.